











[Nachdruck verboten.]

## Mein Marſtall.

5) Novelle von Victor Blüthgen.

(Schluß.)

„Suchen Sie ihn doch allein . . .“

„Bitte, öffnen Sie der Frau,“ ſagte ich ruhig.

Der Debitler erkannte mich, brummte etwas, was ich zu meiner Befriedigung nicht verſtand, und ging öffnen.

Ich blieb auf der Straße und wartete, um Pinneberg (der Vormittags Faktotum in einer Senfmühle war und Nachmittags mit Gemüſen haufirte) zu inſtruiren. Endlich erſchienen die Zwei.

„Pinneberg“ — ſo und ſo — „und wenn er nicht im Dorfe iſt, ſuchen Sie die Spur von da ab, wo wir in die Kuſcheln gerathen ſind.“

„So'n Menſch,“ ſagte Pinneberg halb entrüſtet, halb mit leidig. „Finden müſſen wir'n.“

Ich ging nach Hauſe, legte mich zu Bett.

„Du haſt Deine Schuldigkeit gethan.“

So? Und wenn Stolle Gott weiß wohin gerathen war und wirklich erſror? Die Uhr zeigte drei — er hatte Zeit genug ſchon dazu gehabt. „Allmächtiger — wenn! Du kannteſt die Schuld nicht abwäſen.“

Ich war todtmüde, aber an Schlaf war nicht zu denken. Ich ſah im Geiſt den Unglücklichen, ſchönede von mir dem tödtlichen Froſt dieſer Nacht preisgegebenen Stelle von der Chausſee ab auf irgend einen Holzweg taumeln, hinfallen, liegen bleiben zum letzten Schlaf. Ich ſah die Geſchworenen verſammelt, die mich, den Angeklagten, halb vorwurfsvoll, halb bedauernd betrachteten, hörte den Staatsanwalt plaidiren: „Meine Herren, es liegt hier ein beklagenswerther Fall vor, der indeſſen unter allen Umſtänden die geſegnete Sühne erheiſcht. Ein Mann von Bildung . . .“

Es war eine der grauſamſten Nächte meines Lebens.

Vergebens ſagte ich mir: „Du kannteſt Dich darauf berufen, daß Du Friedrich die Ordnung der Angelegenheit übertragen haſt . . . es iſt ſicher anzunehmen, daß er Stolle mit ſich genommen hat.“

Nein, es war nicht auszuhalten. Ich ſprang wieder aus dem Bette, zog mich noch einmal an, ging mir Pelz und Hut holen und verließ das Haus, ohne die Thür hinter mir wieder zu verſchließen. Der Nachtwind fuhr mir eifig ins Geſicht — nur einen Moment empfand ich das: nachher ſehte mich die Aufregung völlig dagegen. Durch die ſtille Stadt ins Freie, die Chausſee entlang . . . von den Vorausgegangenen nichts mehr zu ſehen, nicht einmal ein ferner Laternenschein. Der Himmel war dunkel, die Helligkeit des Weges trotz des Schnees geringer, als ich mir gedacht. Nach zwanzig Minuten über die Oberbrücke; zehn Minuten ſpäter in den Wald . . . immer vorwärts, halb ſchlafend . . . ſo ſchläfernd dieſe Luſt! Endlich, endlich die Kieſerkuſcheln. Und da die Stelle des Verhängniſſes!

Ich unterſuchte mit den Augen: das da mußten Stolles Fußſtrepfen ſein; er lebte auf ungewöhnlich großem Fuße. Eine Weile bemühte ich mich, die Spur zu verfolgen . . . da, hier war er gefallen, hatte ſich aufgerappelt, war wieder mitten im Wege gegangen . . .

Mit angeſtrengtem Blick verfolgte ich Tritt auf Tritt; ich weiß nicht, wie lange. Ich hörte reden und ſah hirt. mich: Frau Stolle mit der Laterne, Pinneberg und Friedrich.

„Hallo, was iſt?“ Es würgte mich am Halſe, die Sache ſtand ſchlecht, wie es ſchien.

Ich habe Stolle im Walde getroffen und wollte ihn mitnehmen, er wollte aber nicht. Der Herr hätte geſagt, er ſollte

zu Fuß nach Hauſe gehen,“ ſagte Friedrich. „Er konnte ganz gut gehen.“

„Unglücklicher — vielleicht ſo lange, wie er Sie in der Nähe mußte. Ich habe hier die Spur, wir müſſen ſie verfolgen.“

„Ja, es war aber eine Viertelſtunde weiterhin, wo ich ihn getroffen.“

„Wo kommen Sie mit und zeigen Sie uns die Stelle!“

Es fing bereits an zu grauen, als wir dort ſtanden, wo es ſeiner Verſicherung nach geweſen ſein mußte. Ich hieß leuchten, bis wir die Spur Stolles wieder hatten. „So, nun können Sie nach Hauſe gehen.“

Wir Drei gingen weiter auf der Spur, ſelten ein Wort wechſelnd. Stolle war ziemlich ſicher aus dem Walde geſchritten. Wenigſtens ein Hoffnungsſtrahl! Aber nun wurde die Unterſuchung ſchwierig: der wenig befahrene Waldweg mündete in die vielbenutzte Hauptchauſſee.

„Wenn er von der Chausſee abgegangen, ſo muß der Rand hier die Spur zeigen. Gehen wir hin und leuchten wir ab,“ entſchied ich nach kurzem Bedenken.

Nichts zu finden. Auf der Brücke ſcheint es, als ſei er rechts am Geländer gegangen, da giebt es große friſche Fußſtrepfen. „Das wird er wohl geweſen ſein,“ ſagt Pinneberg frohklappernd. Drüben verliert ſich dieſe Spur wieder in die feſtgetretene und ſeſigefahrene Mitte.

„Nehmen Sie die Dammböſchung links in Obacht, Pinneberg; Frau Stolle, Sie die rechts. Ich werde mit der Laterne in der Mitte gehen.“

Zehn Minuten weiter führt ein Weg zu einer einzeln ſtehenden Heuſcheune hinunter. „Hier iſt was,“ ruft Pinneberg. Wir ſtürzen hin und ich leuchte. „Das muß er geweſen ſein.“ Ich prüfe ſorgfältig.

„Aber da führt eine Spur hinunter und eine herauf. Warten Sie, ich werde jedenfalls nachgehen,“ ſage ich.

Und ich gehe. Hinter der Scheune hat Jemand gelegen, von da führt die Spur zurück. Ich begeben mich wieder zu den Weiden.

„Wenn er es war, ſo iſt er wieder hinaufgegangen.“

Weiter. Bis zum Bahnübergange ab und zu die Möglichkeit, Wahrſcheinlichkeit, daß dies Stolles Fußſtrepfen — von ihm ſelber keine Spur! Eine ſchwache Hoffnung beſiegt, daß er bis zur Stadt gelangt iſt. „Dann wird er ja wohl irgendwo untergekommen ſein,“ ſagt Frau Stolle, die ſich kaum mehr auf den Weiden halten kann und der ſichtlich Alles vollkommen gleichgiltig iſt.

„Mehr kann einer nicht thun,“ nickt Pinneberg ſtumpfſinnig.

Ich war im Grunde ebenſo gleichgiltig, ebenſo ſtumpfſinnig. Nur dumpf fühlte ich noch die Schwere der Verantwortung, die auf mir laſtete. So ſchritten wir durch das erſte Frühleben der Stadt, bis ſich Pinneberg mit einem beruhigenden, mit leidigen: „Na, er wird ſich wohl finden,“ verabſchiedete.

Ich öffnete die Hauſthür. „Gehen Sie ſich ausſchlafen, Frau Stolle. Das Weitere müſſen wir dem lieben Gott überlaſſen.“

Sie hatte die Augen geſchloſſen und taumelte treppab, die erlöſchende Laterne in der Hand. Ich ſteige treppauf. Plötzlich höre ich ſie aufſtreifen. „Herr — Herr — hier liegt er!“

Ich wurde einen Augenblick ſchwach, ſetzte mich und faltete die Hände. Mir war's, als hörte ich einen Chorus Engel Halleujah ſingen. In Wirklichkeit hörte ich Stolle's ſehr vernehmliches Schnarchen im Souterrain, und zwar w

der Nähe der Wasserheizung, wie mir schien. Dann stand ich auf.

„Es ist gut, lassen Sie ihn ruhig liegen.“

Ich glaube in meinem Leben habe ich nicht tiefer geschlafen, als diesen Vormittag.

\* \* \*

Am Nachmittag überlegte sich Stolle, daß er als freier Arbeiter eigentlich weit ungenirt trinken könne, was ihn über die verschiedenen Predigten, die er hatte anhören müssen, sehr tröstete. Mit dem Kutscherposten war's jedenfalls aus für ihn.

Dann ging er und holte nur meiner Weisung gemäß den Pferdejuden des Ortes, mit dem ich fünf Minuten nach seinem Eintreffen über den Preis für den Dicken handelseinig war. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß letzterer den Spat hätte und mondblind wäre.

Seit der Zeit steht mein Marsfall leer und ich habe es versprochen, ihn je wieder zu besetzen.

[Nachdruck verboten.]

### Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

30) Autorisierte Uebersetzung von Adolf Neuhoff.

„Nun sieh' nur einer den Tropf!“ rief sie, ihr Gegenüber mit hochmüthigem Blicke musternd. „Was hat sie denn so Berführerisches, diese kleine Landpomeranze, he? Wollen Sie mir das nicht, bitte, erklären? Sie müssen ja geradezu blind sein, oder toll, oder besessen!“

Sie knirschte mit den Zähnen. Dann aber löste sich ihre Wuth in einen langen Seufzer.

„Etienne, ich liebe Dich!“ stammelte sie in klagendem Tone, dabei kaum ihre rothen Lippen öffnend.

Und ihr verliebtes Köpchen näherte sich seiner Brust.

„Vergiß Alles, was ich Dir gesagt habe, geliebter Etienne. Es war ja nur der Werg, der mich fortgerissen hat. Vergiß Alles, und sieh in mir nur das, was ich bin, ein armes, leidendes Weib, das weint und verzweifelt, und sein Herzblut für Dich hingeben möchte. Ich bin eifersüchtig! Begreift Du, was das bedeutet! Ich bin eifersüchtig auf jene Genoveva, die Du liebst, und ich bin sicher, daß ich mich an dem Tage, an dem Du sie heiratest, tödten werde! . . . Nein, nein, höre nicht, was ich da rede! Ich weiß, daß das Flehen bei Dir nichts nützt. Es ist ein unverzeihlicher Fehler von mir gewesen, daß ich offen zu Dir gesprochen habe, daß ich Dich meine Bein habe schauen lassen und daß ich Dir meine Hoffnungen gestanden habe! Ich hätte mich verstellen müssen, ich weiß es! Ich hätte Dir vormachen müssen, daß ich Andere liebe. Wenn ich mir einen Liebhaber genommen hätte, hättest Du mich vielleicht begehrt. Es giebt solche Männer, ich weiß es. Und ich selbst, würde ich Dich so lieben, wenn ich nicht wüßte, daß Du eine andere Frau liebst? . . . Oh, niemals hätte ich es geglaubt, daß ich eines Tages so zu einem Manne würde sprechen müssen! . . . Oh, Etienne, Geliebter, ich glaube dennoch, daß ich Dich glücklich machen könnte! Dominika hat mir erzählt, daß Du mich in jener Nacht, als ich das Bewußtsein verloren hatte, geküßt hast! Streite es nicht ab, Etienne! Mag es nun wahr oder falsch sein, dieser Kuß hat mir sehr viel Freude gemacht. Er wird vielleicht die schönste Erinnerung meines Lebens bleiben! Erlaubst Du, daß ich Dich einmal küsse? . . . Dann wollen wir uns trennen, wie Du es willst. Ja, dann glaube ich, würde ich die Kraft dazu haben! . . .“

Er schwankte. Die Stimme dieser leidenschaftlich erregten Frau drang ihm tief ins Herz. Verwirrt ließ er den Kopf sinken. Er sah, wie die schwellenden Lippen des schönen Weibes sich zitternd den seinen näherten.

„Nein!“ rief er plötzlich mit röchelnder Stimme, sich hoch aufrichtend und das verführerische Weib von sich stoßend. „Dieser Kuß würde mich verderben! Lassen Sie mich!“

Frau Miralez taumelte einige Schritte zurück und richtete sich dann hoch auf.

„Ah, das ist zu viel!“ schrie sie, „bin ich denn ein dummes Ding, mit dem man beliebig umspringen kann? . . . Sie wollen mich nicht heirathen? Es mißfällt Ihnen, daß ich Sie liebe? Gut, seien Sie unbesorgt, ich werde Sie hassen . . .“

Glauben Sie mir, ich bin nicht dumm, in mir haben Sie sich einen gefährlichen Feind geschaffen. Sie haben mir zu wehe gethan. Da ist es wohl angebracht, wenn ich mich ein bißchen räche!“

Sie öffnete die Thüre zum Schlafzimmer, trat ein, näherte sich einem Fenster und blickte in die Ferne. Erschreckt folgte ihr Etienne.

„Was wollen Sie thun?“ fragte er besorgt. „Weshalb sind Sie in dieses Zimmer gegangen?“

Rosa Marie blickte unverwandt den sich lang hinziehenden Weg hinunter, der von Saragos nach Lamothe führte. Jetzt eben nahmen ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz an. Dort hinten am Horizont tauchte ein Wagen auf.

„Was ich will? Das werden Sie bald erfahren,“ erwiderte Frau Miralez mit triumphirender Miene, vom Fenster zurücktretend. „Sie haben mir das Herz zerrißen, und da werden Sie mir wohl erlauben, daß ich das Ihrige wenigstens ein bißchen zertrage! Wenn wir Beide verunndet sind, gelangen wir vielleicht dazu, uns etwas besser zu verstehen!“

Die Wanduhr des Zimmers schlug 1/6. Vor dem Schlosse ertönte Wagengerassel. Rosa Marie ging zum Toilettenzimmer.

„Defnen Sie mir, bitte, diese Thür,“ bat sie den Sekretär ihres Mannes, damit er nicht am Fenster bliebe und Fräulein von Sartilly dem Wagen entsteigen könne.

Die junge Frau trat in das Cabinet, goß etwas Wasser auf eine Serviette und rieb sich damit die Stirn. Ihre Augen leuchteten wie zwei Flammen, und ihr Athem ging so schnell, daß man befürchten konnte, es sei ein Nervenfieber im Anzuge. Etienne wurde bei ihrem Anblick ernstlich besunruhigt. Besorgt ergriff er ihre Hände und sagte mit bewegter Stimme:

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, ich würde Sie vielleicht lieben, wenn ich nicht mit Genoveva verlobt wäre. Verzeihen Sie mir!“

Und er sank vor ihr auf die Kniee.

Rosa Marie achtete nicht auf ihn. Gespannt lauschte sie nach der Treppe . . . Nichtig, da stieg Jemand empor. Ihr Gesicht strahlte.

Sie wandte sich jetzt wieder Etienne zu.

„Zum letzten Male,“ sagte sie mit dringender Stimme, „zum letzten Male, Etienne, beschwöre ich Sie, es sich zu überlegen. Wollen Sie mich für das Leben besitzen? Werden Sie mich heirathen, wenn ich frei bin?“

Er verbarg sein Gesicht in den Händen und schluchzte. Er war unfähig zu antworten.

„Heißt das nein?“ fragte sie dringender, „heißt das wirklich nein, unwiderlich nein?“

„Oh, Sie sind grausam, Rosa Marie . . . es heißt nein!“ rief er dann mit fester Stimme.

Mit einem leichten Aufschrei fuhr Rosa Marie mit beiden Händen nach ihrem Kopfe, und mit einem geschickten Griff löste sie ihre schwarzen Haare.

„Was thun Sie?“ rief Etienne ganz bestürzt.

Aber sie antwortete nichts. Mit aufgelösten und zerzausten Haaren trat sie wieder ins Arbeitszimmer zurück und ging ins Rauchzimmer, gerade in dem Augenblicke, als Genoveva unter Dominikas Führung von der Haupttreppe her die Thüre öffnete.

Höchste Verwirrung und Ueberraschung heuchelnd, wich Rosa Marie einige Schritte zurück. Dann aber warf sie, wie wenn sie sich plötzlich eines Besseren besänne, mit trotziger Geberde das Haupt zurück, schüttelte mit einer heftigen Kopfbewegung die Haare, die über ihrem Rücken ausgebreitet gelegen, und rief in herausforderndem Tone:

„Gut denn, ja! Ich bin seine Geliebte!“

Kaum aber hatte sie diese Worte vollendet, da begann sie am ganzen Körper zu zittern. Ein Mann stand vor ihr, ihr Mann, der von der Thurmterrasse her eingebracht sein mußte.

„Oh,“ schrie Rosa Marie, sich zu ihm wendend, „es ist nicht wahr! Es ist falsch! Ich habe gelogen!“

Aber ein dumpfer Knall ertönte. Miralez hatte aus seinem Revolver einen Schuß auf sie abgefeuert.

„Es ist nicht wahr!“ wollte die junge Frau wieder schreien. Aber ein Blutstrom entquoll ihrem Munde.

Jetzt wandte sie sich zur Flucht und ein zweiter Knall ertönte, und Rosa Marie fühlte sich zum dritten Male in die Hüfte getroffen.

Zwischen kam Etienne hinzugelassen. Er sah den Revolver in der Hand des Kranken, der eben zum dritten Male auf seine Frau anlegte.

„Es ist nicht wahr!“ rief nun auch der Sekretär mit halberstücker Stimme.

In diesem Augenblick bemerkte er Fräulein von Sartilly, die hinsupprang und ihrem Onkel den Revolver aus der Hand schlug.

Ohnmächtig sank Miralez zusammen. Auf seinen welken Lippen stand röthlicher Schaum.

Jetzt erkannte Etienne auch Frau von Manzanil, die hinzukam, Genoveva umfaßte und sie mit Gewalt davonführte!

XXIV.

Dieser ganze Vorgang spielte sich in dem Zeitraum von kaum einer Minute ab.

Unter dem Eindruck so vieler übereinanderstürzender Ereignisse war Etienne halb gelähmt worden. Diese Schüsse, diese Schreie, diese Verwundungen, dieses überraschende Auftauchen nicht erwarteter Personen, Alles das hatte ihn aufs Höchste verwirrt und verblüfft. Er suchte nach einer Erklärung aller dieser Dinge, aber er fand keine. Einige Sekunden lang hörte er noch lebhaftes Gehen und Kommen in dem Hause, Rufe und Thränen um sich her, und schließlich draußen rasche Schritte. Verständnißlos blickte er um sich. Auf dem Boden lag ein Revolver, und auf dem Divan lag eine zusammengekauerte und gekrümmte Gestalt, über die sich zwei Diener mit besorgten Mienen beugten.

Jetzt erst kam Etienne das Gefühl der Wirklichkeit wieder. Er erkannte in jener hilflosen, kauern den Gestalt Miralez, und er bemerkte, daß die verirrten Blicke des Schwindsüchtigen mit haßerfülltem Ausdrucke auf ihm ruhten.

Und schließlich erinnerte er sich Genovevas, die wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt inmitten dieser entseßlichen Szene vor ihm aufgetaucht war und die ihn jetzt für einen Ungetreuen und Unwürdigen halten mußte, nachdem sie die Erklärungen ihrer Tante Rosa Marie gehört und die Rache ihres Onkels Lorenz mit eigenen Augen gesehen hatte.

„Genoveva!“ schrie er plötzlich, auf die Thür zustürzend, in der sie erschienen war, „Genoveva! Es ist nicht wahr! Glaube mir, es ist nicht wahr! . . . Aber wo ist sie? Sagt mir, wo ich sie finden kann, damit ich ihr Alles erkläre!“

Er wollte hinanstürzen. Aber die Blicke des Kranken, die sich in ihn hineinzubohren schienen, bannten ihn an seiner Stelle.

„Laßt ihn nicht hinaus!“ stöhnte der Schwindsüchtige, sich halb aufrichtend. „Laßt ihn nicht hinaus, er will nur entweichen!“

Und als Etienne trotzdem nach einigem Schwanken zur Thür schritt, zückte Miralez ihm haßerfüllt nach:

„Glender Feigling!“

Das veranlaßte den jungen Mann, umzukehren.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er den Schwindsüchtigen.

„Er fragt noch!“ rief Lorenz keuchend und mit den Augen den Revolver suchend.

Etienne begriff. Dieser hilfällige Kranke, der sich kaum rühren konnte, glaubte noch Kraft zu haben, um ihm eine Kugel in den Schädel zu jagen.

„Herr Miralez,“ sagte er ruhig, „Sie sind blind und deshalb verzeihe ich Ihnen. Sie haben von mir keine Satisfaction zu fordern, denn ich schwöre Ihnen bei Jesus Christus, daß ich niemals auch nur ein Haar Ihrer Gattin angetastet habe. Das, was hier geschehen ist, sind Alles nur die Folgen eines entseßlichen Spiels, das man mit mir getrieben hat.“

„Glender Feigling!“ wiederholte Miralez. „Sie wagen es zu leugnen bei den Beweisen, die ich in Händen habe, nach dem, was ich gesehen und gehört habe? Sie haben Furcht, das ist Alles! . . . Oh, gebt mir doch nur den Revolver her!“

Er wandte sich damit an seinen Kammerdiener, der ihm mit einem mit Branntwein getränkten Leinwandlappen die Schläfen rieb, und an die Köchin, die bei dem Erdröhnen der Schüsse erschreckt hinzugelassen war.

„Henriette!“ rief er dann, als er seine Schwester eintreten sah, „gieb Du ihn mir! Gieb Du mir den Revolver, meine Hand ist noch stark genug!“

„Mein armer Lorenz,“ seufzte Frau von Manzanil.

Sie nahm den Revolver vom Boden auf und schloß ihn in eine Schublade.

„Nuch Du?“ rief Miralez in verweifeltem Tone; „auch Du. Du glaubst also wohl an die Unschuld dieses Menschen! Haha! Ich habe jenes Weib bei ihm eintreten sehen! Sie ging heimlich zu ihm, fast alle Tage! Unter der Weißbuchenhecke werdet Ihr ihre Spuren finden. . . Haha, wegen eines Todtkranken brauchte man sich ja nicht zu geniren, nicht wahr? Man bildete sich ein, daß ich bis hierher niemals würde gelangen können. Aber Gott hat mir geholfen und Du siehst, die Hälfte meiner Rache habe ich vollbracht. Er wird mir auch die Kraft geben, sie ganz zu vollenden!“

Miralez zog einen Brief aus seiner Tasche hervor.

„Hier, Henriette! Nimm dieses Papier und bewahre es sorgfältig auf, denn ich sterbe jetzt vielleicht. Bewahre es auf, damit man weiß, wie schmäählich ich betrogen worden bin, damit man sieht, daß ich nicht ein gemeiner Meuchelmörder bin.“

„Was ist das für ein Papier?“ fragte Etienne überrascht und trat zwei Schritte näher, dicht an die Spanierin heran.

Diese aber richtete ihre stolze Gestalt hoch auf und blickte ihn flammenden Auges an.

„Ah, Bandit!“ zückte sie heraus, das Papier krampfhaft umschlossen haltend. „Wagen Sie, es mir zu entreißen! Ich schwöre Ihnen, wenn mein Bruder nicht mehr Kraft genug hat, noch einmal zum Revolver zu greifen, so würde ich es thun.“

Etienne blieb unentschieden stehen. Die alte Spanierin wandte sich wieder dem Kranken zu.

„Mein armer Lorenz!“ klagte sie. „Komm, verlasse das Haus dieses Menschen. Du darfst nicht länger mit ihm unter einem Dache wohnen! . . . Ich hatte es ja längst vorausgesehen, daß mit diesem Glenden das Unglück in unsere Familie dringen würde! Oh, Gott ist gerecht! Komm, Lorenz! Stütze Dich auf mich. Ich werde Dich pflegen, ich werde Dich heilen, wenn es möglich ist. Und Du wirst Dich dann rächen! Komm! . . . Aber Du kannst Dich ja gar nicht mehr bewegen, mein armer Bruder! Es ist schrecklich! Helfen Sie mir wenigstens, ihn von hier fortzubringen!“

Die Vorgänge der letzten Stunden hatten die Kraft Miralez' vollständig erschöpft. Man legte ihn wieder ausgestreckt auf den Divan des Rauchzimmers und hielt ihm ein Flagon unter die Nase. Er athmete kaum noch; aber mit tiefer Grabesstimme und die haßerfüllten Blicke auf Etienne geheftet, stieß er mühsam die Worte heraus:

„Nein! . . . Nicht fort! . . . Hier bleiben! . . . Gesund werden! . . . Um ihn zu tödten!“

Er klammerte sich mit einer Hand an den Tisch.

Aber diese Anstrengungen überstiegen seine Kräfte. Kraftlos sank er wieder zurück, seine Augen schlossen sich, ein Schauer durchrüttelte seine Glieder und es schien, als ob das Leben diesen stehenden Körper verlassen wollte.

„O Gott, es ist fürchterlich!“ murrte Etienne, von tiefstem Mitleid bewegt. „Gnädige Frau,“ fügte er hinzu, sich an die Spanierin wendend, „vergessen wir in diesem Augenblick allen unjeren Groll und Alles, was uns trennt, und denken wir nur an Ihren Bruder! Hier ganz in der Nähe, nur wenige Schritte entfernt, liegt ein stilles, lauschiges Zimmer; dorthin wollen wir Herrn Miralez tragen und ihn zu Bett bringen. Und es wird sich ja dann Alles auflären!“

Etienne ergriff den Kranken an den Schultern, der Kammerdiener Joseph nahm die Beine und so wurde Lorenz in ein anderes Zimmer des zweiten Stockwerks getragen. Man kleidete ihn aus, legte seinen abgemagerten Körper auf ein schwellendes Bett, deckte ihn warm zu, da er sich eiskalt anfühlte, und brachte ihm schließlich ein Glas Glühwein an die Lippen. Mechanisch trank er, ohne die Augen aufzuschlagen, dann blieb er unbeweglich liegen. Man hörte nur noch seinen kurzen, pfeifenden Athem, der das Bettdeck unter dem Kinn leicht hob und senkte. Er schien zu schlafen.

„Gnädige Frau,“ wandte sich Etienne wieder an die Schwester des Kranken. „Sie sind mit Fräulein von Sartilly nach Sargos gekommen. Was soll Ihre Richte nun von mir denken? Gestatten Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick verlasse, um ihr zu erklären . . .“

„Das ist zwecklos, mein Herr!“ unterbrach ihn Frau von Manzanil. „Meine Richte ist nicht mehr bei Ihnen. Sie würden sie vergebens suchen.“

„Wie? Fräulein Genevova sollte schon wieder abgerichtet sein?“

„Sie hat selbstverständlich mit ihrer Kammerfrau dieses Haus sofort verlassen.“

„Oh mein Gott!“ stöhnte Etienne vernichtet.

„Mein Herr, dieser Ausruf nimmt sich seltsam aus Ihrem Munde. Ich verbiete Ihnen, in Zukunft von meiner Nichte wann und wo auch immer zu sprechen. Selbstverständlich werden Sie sie niemals wiedersehen! Fräulein von Sartilly dürfte über Sie nun endlich aufgeklärt sein. Ich bin es schon längst gewesen.“

Etienne wankte. Das war zu viel für ihn.

„Wenn es aber das Schicksal Ihrer Geliebten ist,“ fuhr Genevovas Tante fort, „was Sie beunruhigt, so besilen Sie sich. Diese treffliche Dame wird sicher noch im Hause sein und Sie werden sie sicher noch erreichen. Aber säumen Sie nicht lange, denn man wird auch sie von hier wegbringen. Gehen Sie nur, überzeugen Sie sich, sie ist nicht todt. Sie hat zwei Äugeln bekommen, die eine ins Gesicht, die andere in die Hüfte, aber man wird sie Ihnen erhalten können, wie man sagt. — So, und nun, mein Herr, bitte ich Sie, mich nicht weiter anzureden. Gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt!“

(Fortsetzung folgt.)

### Allerlei.

**Wie werden Reichsbanknoten hergestellt?** Im Zeitalter der **Gründungs** dürfte es angebracht sein, über diese Frage einmal gründlich Licht zu verbreiten. Gar Manches aus der interessanten Märe des früheren Oberleiters der Reichsdruckerei wird dadurch verständlicher werden. Die Hauptaufgabe der Reichsdruckerei besteht in der Anfertigung des Papiergeldes für das Deutsche Reich und die Reichsbank. Obichon wiederholt von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden ist, das Papier für Anfertigung des Papiergeldes möchte in einer Reichspapierfabrik hergestellt werden, so ist eine solche bisher noch nicht vorhanden, und das Papier muß daher in einer Privatfabrik unter amtlicher Ueberwachung angefertigt werden. Das Merkmal dieses Papiers besteht darin, daß in der Papiermasse auf der Papiermaschine mittels eines patentirten, von der Staatsdruckerei erworbenen Verfahrens zahlreiche gefärbte Fasern wirr durch einander eingebettet sind und diese weder durch Handarbeit unauffällig auf anderes Papier aufgebracht, noch durch irgend ein Lichtdruckverfahren förmlich wiedergegeben werden können.“ Mittelst der Kupferdruckpresse werden die von Künstlerhand entworfenen und in Kupfer gezeichneten Figuren, Mandelstein, Aufschriften u. s. w. auf das Papier übertragen. Der Druck dieser Reichskassenscheine erfolgt in den Sälen der Reichsdruckerei auf zwanzig Hands- und vier Schnellpressen. Zunächst wird die Farbe auf die Platte aufgetragen und über die Fläche mit großen Zeugballen gleichmäßig vertheilt. Bei dem Druck durch Handpressen wird die Platte auf einen erwärmten Tisch gelegt und die Farbe mit Lappen von allen glatten Stellen entfernt, bis diese nur noch in den Vertiefungen haftet. Diese Prozedur wird „Wischen“ genannte Die „gewaschte“ Platte wird mit der Bildseite nach oben auf das Laufbrett der Presse gebracht und nach Auflegung des Papierbogens mit diesem zwischen die mit großer Gewalt gegen einander pressenden horizontalen Walzen der Presse hindurchgeschickt, und der Druck ist fertig. Vor jedem neuen Druck muß die Platte wieder eingeschärft und gewischt werden. Bei der Schnellpresse wird das Einfärben und Wischen der Platte von der Maschine besorgt. Im Gegensatz zum Zeitungs-, Buch- und Accidenzdruck vollzieht sich der Druck der Kassenscheine außerordentlich langsam. Gedruckt wird nicht von den Original-Kupferplatten, sondern von galvanoplastischen Niederdrücken. Natürlich muß das Papier vorher angefeuchtet werden, damit eine gleichmäßige Uebertragung der Farbe erfolgt, und zwar wird dieses Anfeuchten durch eine besondere Maschine bewirkt, wobei eine Pumpvorrichtung das Wasser gleichmäßig durch die eingelegten Bogen hindurchpreßt. Sind die Bogen gedruckt, so kommen sie in den Trockenraum, der sich im Dachschloß befindet, und werden an Rahmen und Leinen aufgehängt. Die Trocknung nimmt durchschnittlich 4 Tage in Anspruch. Künftig werden jedoch, um diesen Prozeß wesentlich zu beschleunigen, Trockenschränke aufgestellt werden. Diese 3 m hohen und 1 1/2 m breiten, mit Glaswänden versehenen Schränke werden durch am Boden befindliche Heizschlängen auf 22 bis 23 Grad C. erwärmt, und somit erfolgt das Trocknen außerordentlich rasch. Nach der letzten Trocknung werden die Bogen durch eine Leimlösung gezogen, damit der bei dem mehrmaligen Anfeuchten verloren gegangene Leim ersetzt wird. Dann werden die Bogen gealättet, geschnitten, die Einzelscheine getrieffelt und zur Ablieferung und Stempelung fertig gemacht. Diese Scheine erhält zunächst die Reichsdruckereiverwaltung, die sie später nach Bedarf unter Aufsicht von zwei Beamten in der Reichsdruckerei mit Buchstaben und Nummern in rother Farbe bedrucken läßt. Sind die Reichsbanknoten mit Nummern und Ausfertigungsstempeln versehen,

so gelangen sie an die Kasse, von der gewöhnlich wöchentlich einmal die Ablieferung an die Reichsbank erfolgt.

**Frommer Selbstmord in China.** Die Kasteien, die sich ursprünglich unter den Priestern aller Religionen finden, haben wohl nirgends einen höheren Grad von Grausamkeit erreicht als unter den buddhistischen Priestern, die sich durch Waffen oder Feuer selbst Wunden betringen. Bi: Matignon in dem von Lombroso geleiteten „Archiv für kriminelle Anthropologie“ auseinandersetzt, geben die buddhistischen Priester in China sogar bis zum Selbstmorde auf dem Scheiterhaufen, den sie selbst anzünden. Der heilige Buddha selbst soll plötzlich von einer Flamme verzehrt worden sein, die durch eine um sein Haupt gebildete Wolke entstand. Diese Wolke bildete sich durch das Ausströmen eines besonderen Fluidums aus allen Poren der Haut, veranlaßt durch die den ganzen Leib beherrschende himmlische Sehnsucht! Seitdem ist es das schönste Streben aller wahrhaft frommen buddhistischen Priester, auf dieselbe Weise ihren Leib verbrannt zu wissen. Einmal verbrannte ein solcher Priester, der den sinnigen Namen, „Abgrund und Tiefe“ führte, daß er gelobt hätte, sich durch freiwilligen Feuertod zu heiligen. Er hatte seit Jahren bettelnd das Land durchzogen, um für den Bau eines Klosters zu sammeln, er fastete sich auf jede Weise, auch durch die gänzlich Mißachtung einfachster Keimlichkeit, so daß er bald ein wandelnder Herd von Ungeziefer war, dessen Tod an Schwindsucht und Hunger ohnehin bald zu erwarten stand. Trotzdem er nach jeden paar Schritten zu einem Gebete niederkniete, floßen ihm die Tränen nur knapp zu. „Abgrund und Tiefe“ fühlte sich durch die Gleichgültigkeit der Welt gegen das Heilige angeekelt und entschloß sich zum Feuertod durch eigene Hand. Hatte man sich bisher wenig um ihn gekümmert, so wurde er jetzt plötzlich zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und Alles steuerte gern zu den Kosten der Verbrennung bei. Einige schlugen zu weiterer Verherrlichung der feierlichen Handlung noch eine Art von Feuerwerk vor, das „Festmüthe“ lebte diesen Vorschlag jedoch ab und wollte sich damit begnügen, dem Bogen einige Päckchen Pulver in die Weider zu stecken, um die Pracht des Schauspiel zu erhöhen und die Abreise des Opfers in das Jenseits anädig zu beschleunigen! Im letzten Augenblicke wurde die ganze Geschichte durch einen englischen Missionar hintertrieben, und die Enttäuschung des ganzen Volkes war ungeheuer. Auch „Abgrund und Tiefe“ war nicht zufrieden, er setzte sich einsam auf seinen Scheiterhaufen, verweigerte Speise und Tran und wurde schließlich todt aufgefunden. Matignon erzählt von einem anderen Falle, wo die Verbrennung zweier Priester unter der größten Theilnahme der Bevölkerung wirklich stattfand. So lange Klammern und Rauch des brennenden Scheiterhaufens etwas zu sehen gestatteten, sah man die Priester ruhig den Takt zu ihren heiligen Gesängen schlagen. Diese Selbstverbrennungen sind die größten Einnahmequellen der buddhistischen Klöster in China, und oft muß sich ein alter Bonze osfern, um einem heruntergekommenen Kloster wieder auf die Strümpfe zu helfen. Aus dem siebenten Jahrhundert wird erzählt, daß ein chinesischer Feldherr in seiner Kriegführung durch den gänzlich Geldmangel gehindert wurde und sich an einen Bonzen wandte, der durch Ankündigung einer Selbstverbrennung Geld aufbringen sollte, in das sie sich dann brüderlich theilen wollten. Der Priester sollte sich im letzten Augenblicke durch einen unterirdischen Gang aus den Flammen retten. Der Kriegsmann betrog jedoch seinen Campagnon, ließ im letzten Augenblicke den Eingang zu jenem Gange verschütten und behielt die halbe Million, welche durch das Schauspiel eingekommen war, für sich, nachdem der Bonze selig zu seinem Buddha eingegangen war.

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisrechnungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Das goldene Haus.** Roman von August Niemann. Berlin 1898. Verlag von Otto Janke. Preis 5 M. Ganz gemüthlich, wie so viele Geschichten, beginnt Niemanns Roman „Das goldene Haus“ in einer kleinen deutschen Residenz, verläßt die aber plötzlich und verlegt den Leser in das Goldland der Vurenrepublik in Südafrika. Ein junger Kavallerieoffizier, Joachim Graf von Bogritz-Helfenberg, liebt ein bürgerliches Mädchen, da er aber Schulden hat und sie kein Vermögen, entläßt sie der Verbindung mit ihm und geht als Erzieher nach Südafrika. Der Graf trifft zufällig mit dem reichen Minenbesitzer, in dessen Hause sie leben soll, in Deutschland zusammen und läßt sich von diesem bereuen, ihm nach Afrika zu folgen, angeblich um die Direktion einer seiner Minen zu führen. In Wirklichkeit aber, um eine Führerstelle in dem beabsichtigten Kampfe der Uiländer gegen die Vurenregierung zu übernehmen. Der Graf erlebt dort manche Abenteuer, Jamesons Einfall wird aber schneller unbedächtig gemacht, als es sich die Engländer träumen ließen, das goldene Haus des Minenkönigs steht verlassen, der Graf aber führt ein Bräutchen heim und bleibt, trotzdem er seine reiche Tante beerbt, in Afrika, da er sich überzeugt hat, daß man seinem Vaterlande auch in fremdem Lande dienen und nützen könne. Das Buch ist, wie es Niemanns Art ist, flott geschrieben, und ein warmer patriotischer Hauch durchzieht das Ganze, so daß man den Roman nur befriedigt aus der Hand legt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.